

Die Zeitschrift

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Link ließ nicht ab, Emmi anzustarren, als wollte er sich ihr Bild für ewig ins Gedächtnis prägen. Wie einer, der von entsetzlicher Furcht in eine noch schrecklichere Gewißheit verfällt, so empfand er das Borige, Visionäre mit einemmal als die Krone seiner Begierde. In zwei, drei Sekunden war alles durchlebt, beschlossen, besiegelt. Das viele, das ihn jetzt bewegte, was die Spanne von Wochen, Monaten hätte ausfüllen können, brachte ihn fast an den Rand des Wahnsinns.

Wie . . . ?
Wenn er seine so zwingende Macht dazu benutzte, sie, die da vor ihm stand in reinster Schönheit und Unschuld — o Himmel, wenn das möglich wäre . . . sie ganz für sich zu gewinnen! Wenn es fürs Leben sein könnte!

Da sah er auf, glühenden Blickes, ihre Augen bezwingend. Und die feinen erzählten ihr . . . Es war der Widerschein seines wahnsinnigen Verlangens. Eine abgründliche Angst faßte das Mädchen an, obgleich sie durch eine sichere Schranke von ihm getrennt war.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so schön sein könnten, wie Sie jetzt sind,“ hörte sie ihn sagen. Ein Bittern überlief ihren ganzen Körper; sie mußte es geschehen lassen, als er eine der silbernen Spangen des Nieders ergriff und in seiner Hand wog. . . .

Wie zu ihrer Befreiung trat da einer ihrer Verehrer vom Tage wieder aus Busett. Es war der Held des dramatischen Vereins „Edelweiß“, der in späterer Abendstunde noch in einem beliebten Volksstück: „Katharina die Große“, oder: „Gute Nacht, Hansli“ vor die Lampen treten sollte.

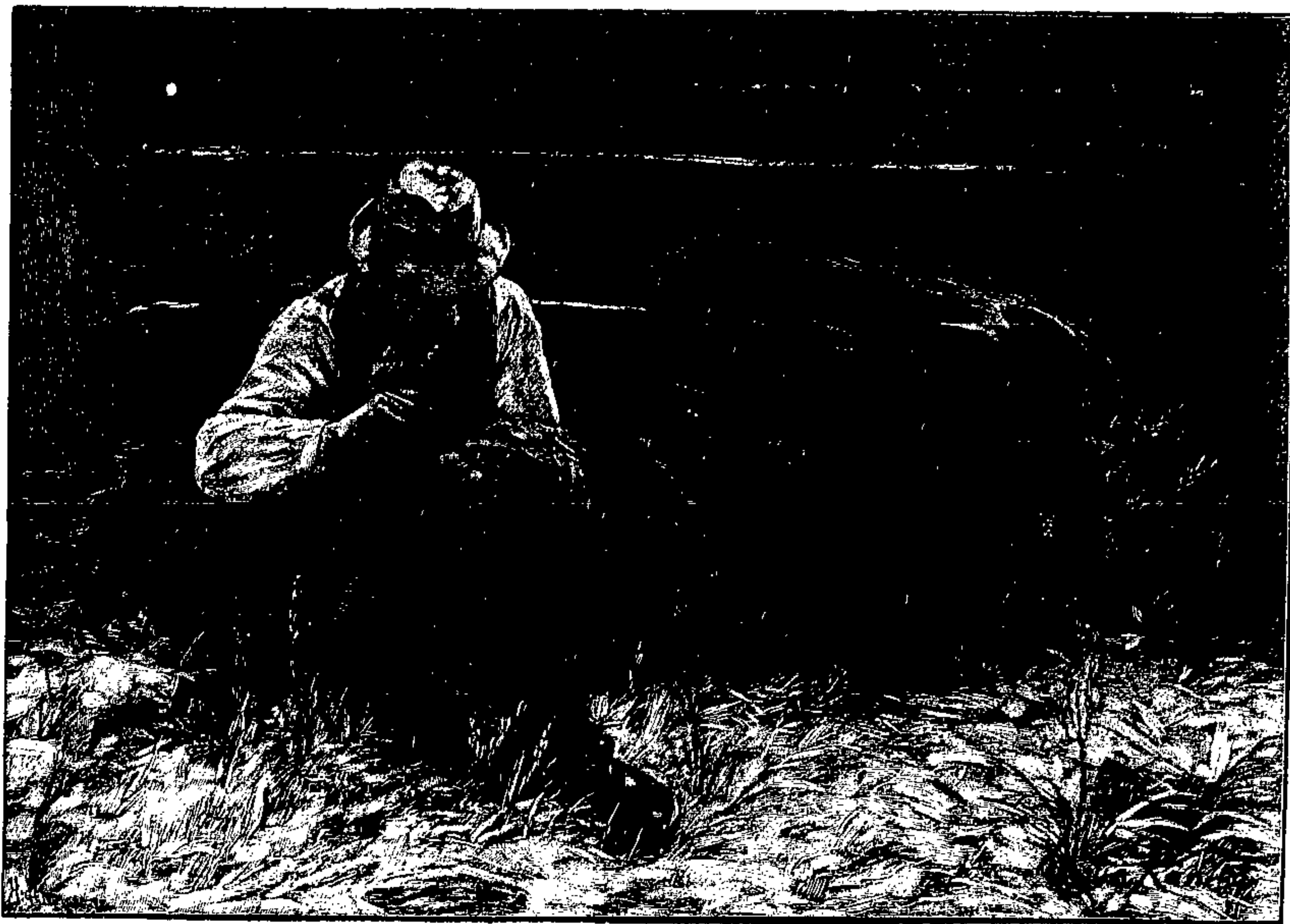
Stahl, mit winzigen Steinchen besetzt, links oben ein Similt von kühnen Dimensionen und rechts ein täuschend ähnliches Marienkäferchen, an eine grüne Spinne gefesselt. Die feine schein-goldene Uhrkette lief auf dem verschwenderischen Umweg übers oberste Knopfloch von einer Westentasche zur anderen und wurde auf der

linken Seite von einer grobsilbernen ergänzt, welche die Verbindung herstellte mit dem Hosensack, in dem er fortwährend mit dem Schlüsselbund klinkerte. Er hieß Blümlein und machte seinem Vater, einem ordentlichen Professor, schweren Kummer, denn obgleich er nicht das geringste Talent für die Bühne hatte, kannte er doch keine andere Leidenschaft und weigerte sich, eine vernünftige Richtung einzuschlagen.

„Ah, die holdselige Königin des Festes!“ rief er jetzt, mit ausgebreiteten Ar-

men, ohne Martin eines Blickes zu würdigen. „Also, es bleibt dabei, Fräulein Maag, nächsten Sonntag mach' ich Ihnen meine Aufwartung. Sie empfehlen mich Ihrer Frau Mutter, ich bitte sehr!“

„Namel!“ sagte Martin ganz laut. Die Eiferfucht verbrühte ihn schier. Wie wenn der andere in seine heiligsten Rechte eingegriffen hätte! Im Abgehen lief er gerade auf Maag zu, der am Eingang der Küche stand und Umschau



Der Leiermann. Nach dem Gemälde von M. Ränicke.

Martin musterte den Aufkömmling halb in Wut, halb belustigt. Es war nicht zu verkennen, daß der jugendliche Mime wußte, was er seiner Stellung schulde, denn er trug seinen grauen Rock über der roten Weste mit einer Akkuratessa, als ob ihm die Rolle des Lebemanns völlig ins Blut übergegangen sei. Auf dem übergroßen Plastron, das aussah wie ein Berliner Pfannkuchen, wimmelte es von Kleinigkeiten aller Art: in der Mitte prangte eine Mondfischel aus

hielt. Eine weißblauwe Rosette mit Silberfransen kennzeichnete ihn als Festwirt.

„Da sind Sie ja!“ fuhr er bei seines Schreibers Anblick auf und machte eine so jähe Wendung, daß sein schwarzseidenes Mäppchen zu Boden fiel. „Zum Teufel, wo stecken Sie eigentlich?“

Martin griff lässig an seinem Hut und blieb in schiefer Haltung stehen, wie einer, der nicht geneigt ist, sich lange aufhalten zu lassen. Dazu blickte er den Alten herausfordernd an.

„Ich hab' doch nicht nötig, Ihnen Auskunft zu geben, wo und wie ich meine Zeit zubringe, oder? Dagegen können Sie ja wissen, daß mich in diesem Augenblick — es sind noch keine fünf Minuten her — die beiden Picards ins Examen genommen haben. Der Furrer-Handel scheint sie sehr zu interessieren. Vielleicht geben Sie ihnen Auskunft!“ Martin wies mit einer Hand auf die andere Seite hinüber. „Dort hinten sitzen sie.“

Ulrich Maag hielt seine Gefühle im Zaum. Für ihn stand zu viel auf dem Spiel. Er hatte eine schlaflose Nacht und einen qualvollen Tag hinter sich. Ohne die Ableitung der Festlichkeit, die ihn stark in Anspruch nahm, befürchtete er den Verstand zu verlieren.

Ein Zurück, ein Kompromiß mit dem Bauernköppl gab es nicht mehr. Die gefährliche Klatschlatz war also schon im Rollen. Wie es schien, steckten die Juden hinter dem Anschlag, um den unbequemen Konkurrenten aus dem Wege zu schaffen. Somit biegen oder brechen.

Diese Gewißheit jagte ein Grauen durch die robusten Nerven, eine reizende Wut raste durch seine Adern. Als Maag jedoch bei sich selbst die Frage fühlte, was er an Links Stelle wagen, wie er die verlichene Macht ausbeuten würde, erkannte der Spekulant so ganz seine verzweifelte, ohnmächtige Lage.

„Wir können's auch in aller Ruhe abmachen, Link. Ohne Gereiztheit. Kommen Sie die paar Schritte!“ sagte er scheinbar friedlich und bereitwillig.

Stumm folgte Martin dem gefallenem Gebieter, wie ein Scharfrichter seinem Klienten.

In wenigen Minuten konnte also seiner Zukunft ein goldener Boden gelegt sein. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Sie strichen die Güttentwand entlang hinaus ins Freie.

„Also die Juden haben sich bei Ihnen nach der . . . a . . . Geschichte erkundigt?“

„Der Furrer selber hat sie ihnen aufgetischt.“

„Und . . . was sagten Sie dazu?“

„Kein Wort.“

Nach einer langen Pause sagte Maag, die falsche Zurückhaltung fallend lassend: „Also denn . . . machen Sie's kurz! Was verlangen Sie für das gottverdammte Zeugnis?“

„Sie irren sich, Herr Maag!“

„Wie so?“

„Ich will kein Geld . . . wenigstens, es ist nebenächlich . . .“ leuchtete Martin. Sich selbst raunte er unaufhörlich zu: „Nicht nachlassen, hart, hart!“ Die Zähne zusammengebissen, mit nasskalten Augen, fröstelnd trotz der glühenden Hitze, schritt er neben dem gebeugten Kröfus, der jetzt noch elender aussah als am Vorabend, auffallend hinkte und an sich schwer zu schleppen hatte.

Nun packte ihn der Alte am Arm.

„Kerl, Du Kerle, mach mich nicht ganz konfus. Heraus mit der Sprach', los, los!“ Unfähig weiterzugehen, lehnte er sich an die Bretterwand. Von der Stirne tropfte ihm der Schweiß, er atmete wie in den letzten Zügen.

Martin versuchte ein letztes schweres Gewicht von sich abzuwälzen. Die furchtbare Spannung, dieses äußerste Maß leidenschaftlichen Wollens, drohte seine Energie aufzulösen. Noch

einmal maß er das Ziel, den Sprung . . . schauernd, gleich demjenigen, der sich aus dem brennenden Haus durch den Sturz in die Tiefe retten will. Und schließlich fand er den leitenden Gedanken, das Seil, daran er sich Griff um Griff herunterschwingen konnte von der schwindeligen Höhe seines Vorhabens.

„Herr Maag,“ begann er sodann mit schnell wachsender Festigkeit. „Hören Sie mir eine Weile in Geduld zu. Sie müssen mir zugeben: Ich bin als ein Blinder in Ihr Haus gekommen. Sie haben mich sehen gelehrt, wie ich jetzt sehe.“

Die zwei schritten weiter, Maag in peinlicher Erwartung, ohne nur mit einem Wort einzufallen, Martin im Reden mit großen Augen in sich hineinblickend.

„Sie suchten ein „brauchbares“ Faktotum aus mir zu machen. Ich war ja auch zu allem willig. Wie ein Jagdhund hab' ich Ihnen Käufer und Verkäufer zugetrieben. Mit Anstand war das nicht immer zu machen.“

Maag machte wieder eine milde, trostlose Gebärde. Der vielstimmige Lärm, das Singen und Klängen traf ihn jetzt wie ein Hohngelächter. Desters blickte er schen umher, ob ihnen etwa ein gefährlicher Beobachter auf den Fersen folge.

„Und meine Schuld ist es nicht, daß Sie jetzt so miserabel in der Memme sind!“ fuhr der andere fort. „Sie haben mich ja nicht einmal ins „Vertrauen“ gezogen und gar nicht erst gefragt, ob's mir passe oder nicht passe, einen gemeinen Handstreich für Sie zu verüben. Sondern Sie haben meine Bestürzung und Kurzsichtigkeit einfach vergewaltigt, ganz brutal, und für alle Fälle auf meine billige Verschlagenheit gerechnet.“

„Ich hab' mir dagegen, wie ich merke, einen heintüchischen Fuchs aufgezogen!“ warf nun Maag ingrimmig dazwischen. Zu allem Glend stachelte ihn noch das sichere Gefühl, sich in dem jungen Link unverantwortlich getäuscht zu haben.

Martin blieb stehen und sah dem Mann, vor dem er gestern noch voller Furcht gezittert hatte, offen in die Augen, mit vereisten Blicken, daraus alle Milde, alle Gefügigkeit geschwunden war. Die Finger seiner rechten Hand umklammerten den Stod, als gälte es mit aller Wucht draufzuschlagen.

„Sawohl, mit der Schüchternheit und dem Wibelrespekt hab' ich jetzt ausgewirtschaftet . . . ganz nach Ihrer Empfehlung! Und wenn ich daran denke, was Sie über meine bessere Einsicht hinweg aus mir machen wollten — und gemacht haben — also fertig! Jetzt sollen Sie erfahren, was ich will, wovon ich nicht abgehe, um keinen Preis.“

Ulrich Maag wollte anscheinend etwas sagen. Allein er brachte es nur zu einer lautlosen Bewegung der Kinnbacken. Sie traten eben ins Freie und flohen mehr als sie gingen aus dem Bereich der geräuschvollen Fröhlichkeit. Es war dunkel geworden. Links und rechts auf dem Rasen wurde Feuerwerk abgebrannt. Raketen schossen hoch in die Luft. Von dem schönen Spiel angezogen, waren viele Festbesucher stehen geblieben. Man verfolgte den Schwarm roter, grüner und violetter Leuchtugeln, die hoch oben im Dunkel aufgingen, wie Sternengeburt, und dann mit leisem Schall namenlos lieblich erloschen. Das „Maah!“ entzückter Bewunderung rauschte durch die Zuschauer wie ein Akkord. Der Festwirt wurde von einigen erkannt und respektvoll gegrüßt. Der Präsident des Organisationskomitees, Bädermeister Huber, streckte ihm jovial die fleischige, in lästigen weißen Glacés steckende Hand entgegen.

„Alle Achtung, Herr Festwirt. Wir sind mit Ihnen zufrieden. Das Bankett war wieder großartig. Ich will's auch extra betonen in meiner Schlussred', das gehört sich.“

Maag gab sich viele Mühe, geschmeichelt auszufehen und mit Anstand schnell wieder loszukommen.

„Ich will mich verheiraten und von dem schmutzigen Gewerbe zurückziehen!“ ergänzte Martin im Weiterschreiten. Der Alte begriff den versteckten Inhalt dieser hastigen, heiseren Erklärung nicht sogleich. Er wollte sogar eine Erlösung darin sehen. Gut, der Himmel mochte sich seinetwegen zweispännig zum Teufel scheren. Er, Maag, wollte ihm leidlich gern ein hübsches Zehrgeld mit auf den Weg geben, dem Salunken! Aber nach etwelchem Nachdenken fragte er kopfschüttelnd:

„Was hab' ich denn damit zu tun? Was soll das heißen?“ Unsicheren Blickes ging er nach Antwort aus.

Aber da sah er auf einmal . . .

Wenn noch ein Zweifel geblieben wäre, so hätte er beim Anblick des höhnisch triumphierenden Gesichtes der furchtbaren Gewißheit weichen müssen.

Erst als Martin mit dem Zusammenfahren seines Meisters erkannte, daß die eiserne, unbewegliche Straft seines Willens dem anderen mit Mißeshelle geleuchtet hatte, — erst, als er fühlte, wie der alte Schelm innerlich erschütterter war, kam wieder Menschlichkeit in seine Züge, ein weiches Vibrieren in seine Stimme.

„So könnte wohl wieder etwas Besseres aus mir werden. Ich weiß, das wäre mein Glück. Mit ihr zusammen hätt' ich den Mut zu einem ganz anderen Leben.“ Und mit fast kindlicher Naivität, wie um Entschuldigung bittend, fügte er hinzu: „Es ist so über mich gekommen . . . ich weiß selbst nicht wie. Es gibt nichts anderes mehr für mich. Ginge ich ab davon, so . . . so müßt' ich mir vielleicht später . . . ein ganzes Leben lang müßt' ich mir sagen: du hast im richtigen Moment dein Glück verscherzt.“

Da stellte sich der Spekulant dem wilden, phantastischen Schwärmer in den Weg und hielt ihn an beiden Schultern auf. Aber er mußte erst lange Atem schöpfen, so schnell waren sie gegangen.

„Mensch, Mensch . . . sind Sie . . . haben Sie denn . . . wie kann man . . . unter uns gesagt, Link . . . haben Sie denn bei dem . . . was Sie da . . . in Ihrem Gemütsdusel verzapfen . . . haben Sie auch schon eine Handbreit . . . ich will sagen daran gedacht, was eine gewisse Frau und Mutter — Waa! geht Ihnen die Vernunft endlich auf? Werken Sie jetzt bald, was für'n blöder Grasaff Sie sind? Oho! Wie die wilden Tiere — verflucht und verdammt — so wollen wir's denn doch nicht treiben. Das sind Tollhändlerideen, Link! Da hört alles auf!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolken.

Von H. Gerstmann.

„Eulende Wolken, Segler der Lüfte,“ so bezeichnet Schiller die Wolken; er gibt damit nicht nur der Empfindung treffenden Ausdruck, die wir beim Anblick einer dahinziehenden Wolke haben, sondern er charakterisiert die tatsächliche Erscheinung selbst in der richtigsten und glücklichsten Weise. Wie ein Segelboot nur durch den Wind über das Wasser getragen wird, so ist es auch lediglich der Wind, der die Wolke durch die Luft wandern läßt; ohne Wind läge sie an dem Ort, an dem sie entstand, still und unverändert, bis sie sich wieder auflöst. In der Tiefebene hat der Mensch wohl manchmal den Wunsch, in eine Wolke erhoben zu werden, um zu erfahren, wie es in ihr aussieht; wenn er dann einmal auf einen sehr hohen Berg steigt, oder wenn er gar eine Ballonfahrt mitmacht, so hat er leicht Gelegenheit, in eine Wolke hineinzugeraten, und er merkt dann, daß er nichts anderes sieht, als was er schon bei seinem Auf-

enthalt in der Ebene viele Male beobachtet hat, nämlich dann, wenn sich um ihn herum Nebel befand. In der That unterscheidet sich eine Wolke von einem Nebel nur dadurch, daß letzterer direkt auf dem Erdboden aufgelagert ist, die Wolke sich aber in einer Höhe befindet, die vom Erdboden durch eine geringere oder stärkere Luftschicht getrennt ist; beide entstehen durch Kondensation von Wasserdampf der Luft.

Unsere Atmosphäre, die im wesentlichsten aus Sauerstoff und Stickstoff besteht, enthält stets auch Wasserdampf, weil das flüssige Wasser die Eigenschaft hat, sehr leicht zu verdunsten. Wenn wir nebeneinander zwei Gläser stellen, von denen das eine mit Wasser, das andere mit Olivenöl gefüllt ist, so wird schon nach kurzer Zeit von dem Wasser etwas verschwunden sein, und nach einigen Tagen bemerken wir eine sehr deutliche Verringerung des Wassers in dem Glase, während das Öl in seinem Gefäß noch eben so hoch steht, wie zu der Zeit, da wir es hinstellten. Die einzelnen kleinsten Theilchen werden durch eine gewisse Naturkraft, die wir Kohäsion nennen, mit großer Festigkeit aneinander gehalten, beim Wasser wirkt aber die Kohäsion, wenn sie freilich auch hier vorhanden ist, mit viel geringerer Stärke, so daß aus seiner obersten Schicht leicht einzelne Theilchen sich herauslösen und in die Luft hineingeraten: sie sind dann eben verdunstet. Auf diese Weise verflüchtigt sich aus jeder Wasserschicht beständig Wasser; die Ozeane wirken in dieser Beziehung gerade so, wie der kleinste Tümpel oder der schmalste Bienenbach, nur natürlich mit dem Unterschied, daß um so mehr Wasser verdunstet, je größer die Oberfläche des Wasservorrates ist. So verdunstet auch das Wasser, das beständig in Form von sehr kleinen Tröpfchen aus unserer Körper an die Oberfläche der Haut tritt, und das wir Schweiß nennen. Wir merken sehr wohl, daß nicht zu allen Zeiten der Schweiß gleichmäßig verdunstet; es gibt Tage, an denen dies sehr leicht und sehr vollständig vor sich geht, während der Schweiß zu anderen Zeiten fast unvermindert auf der Haut stehen bleibt. Das hängt lediglich vom Wetter, vom Zustand der Luft ab. Das Wetter, bei dem die Luft so beschaffen ist, daß sie nur wenig Wasser, also auch nur wenig Schweiß aufnehmen kann, nennen wir schwül, und gerade der Umstand, daß bei ihm der Schweiß nicht durch Verdunstung beseitigt wird, sondern auf der Haut bleibt, läßt uns das schwüle Wetter als etwas so Unangenehmes empfinden. Wir haben also aus der Verschiedenartigkeit der Verdunstung des Schweißes gelernt, daß die Luft unter gewissen Bedingungen geeigneter ist, Wasser zum Verdunsten zu bringen, unter anderen Bedingungen ungeeigneter.

Eine gewisse Luftmenge kann nämlich überhaupt nur eine ganz bestimmte Menge Wasserdampf in sich aufnehmen. Wenn wir eine luftdichte Kiste nehmen, auf ihren Boden ein Gefäß mit Wasser stellen und die Kiste dann so verschließen, daß durch keine Lücke Luft herans- oder hineintreten kann, so wird nur eine gewisse Menge Wasser aus dem hineingestellten Gefäß verdunsten; der Rest in ihm bleibt, auch wenn wir die Kiste sehr lange unverändert stehen lassen, unverändert flüssig. Wenn eine Luftmenge so viel Wasserdampf in sich aufgenommen hat, wie sie überhaupt bergen kann, so sagen wir, sie ist mit Wasserdampf gesättigt. Die Luft kann nun um so mehr Wasserdampf in sich aufnehmen, je wärmer sie ist, und je dichter sie zusammengepreßt ist. Das Thermometer zeigt uns, daß die Wärme der Luft sich sehr leicht verändert, und das Barometer lehrt uns, daß die Dichte der Luft ebenfalls sehr veränderlich ist. Wenn wir nun die Luft, die mit Wasserdampf bis zur Sättigung angefüllt ist, in diesem Zustand also keinen Dampf mehr aufnehmen

kann, erwärmen oder auch zusammenpressen, so kann sie in dem neuen Zustand auch wieder Wasserdampf in sich aufnehmen. Umgekehrt können wir auch Luft, die noch nicht gesättigt ist, durch Abkühlung oder Verdünnung in den Sättigungszustand bringen, und wenn wir gesättigte Luft noch weiter abkühlen oder verdünnen, so muß sie etwas von dem in ihr enthaltenen Wasserdampf wieder abgeben; sie tut dies in der Weise, daß aus dem dampfförmigen Wasser wieder flüssiges wird, wie ja denn umgekehrt die Verdampfung oder Verdunstung in der Weise vor sich ging, daß flüssiges Wasser zu dampf- oder gasförmigem wurde. Den Haupteinfluß bei der Veränderung des Sättigungszustandes übt aber immer die Veränderung der Temperatur aus, die Veränderung der Luftdichte ist viel belangloser, und wir wollen deshalb hier auch nur die Temperaturveränderungen der Luft und ihre Wirkung auf die Wolkenbildung betrachten.

Temperaturveränderungen können auf dreierlei Weise eintreten: Erstens durch Wärmeleitung, zweitens durch Wärmestrahlung und drittens durch Konvektion. Wenn wir im Winter die frosterstarrten Hände an die Stacheln eines geheizten Ofens legen, so fühlen wir sofort, daß aus den Stacheln Wärme an die Hände übergeht; sie wird direkt aus dem Material der Stacheln an die Hände geleitet. Wenn wir dagegen die Hände in die Nähe eines offenen Feuers bringen, so fühlen wir auch, daß ihnen Wärme zukommt, aber hier kann von einer direkten Ueberleitung keine Rede sein, weil wir ja die brennenden Stoffe gar nicht berühren, hier strahlt uns das Feuer die Wärme zu. Jeder leuchtende Körper, die Sonne, der Mond, die Sterne, jedes Feuer strahlt nicht nur Licht aus, sondern auch Wärme; beim Mond und den Sternen ist die ausstrahlte Wärme allerdings viel geringer als bei der Sonne, so daß wir sie unmittelbar nicht wahrnehmen können und sehr feine Instrumente nötig sind, um sie nachzuweisen. Aber es ist nicht notwendig, daß ein Körper Licht ausstrahlt, um Wärme auszustrahlen, sondern dies kann auch bei dunklen Körpern geschehen. Wenn wir einem dünnwandigen, mit heißem Wasser gefüllten Metallgefäß, das also völlig dunkel ist, die Hände nähern, so fühlen wir deutlich, wie uns die Wärme zugestrahlt wird. So kann auch die dunkle Luft Wärme ausstrahlen, natürlich um so mehr, je mehr Wärme sie besitzt, und in der That findet denn auch eine oft sehr bedeutende Wärmestrahlung aus der Luft statt; gerade sie ist bei der Wolkenbildung sehr wichtig.

Die Konvektion geht in der Weise vor sich, daß ein warmer Körper von einem Ort an einen anderen Ort gebracht wird. Dann wird selbstverständlich mit diesem Körper auch die in ihm befindliche Wärme an den neuen Aufenthaltsort überführt. Wenn wir z. B. einen Ziegelstein in einem heißen Ofen erwärmen und dann in ein kaltes Zimmer tragen, so ist dadurch der in dem Zimmer befindliche Wärmeverrat vermehrt worden; aber hier ist die Wärme weder geleitet, noch gestrahlt worden, es hat vielmehr Konvektion stattgefunden. Später freilich wird der heiße Ziegelstein den Fußboden, auf dem er in dem kalten Zimmer liegt, durch Leitung erwärmen, und den Wänden dieses Zimmers durch Strahlung Wärme zusenden, aber die erste Uebertragung der Wärme geschah auf dem Wege der Konvektion. Ähnliche Vorgänge finden auch in der Luft statt. Wenn ein warmer Luftstrom, ein warmer Wind aus südlichen Gegenden in nördlichere gelangt, so bringt er auch einen gewissen Wärmeverrat mit sich, und das ist für die Wolken oft von sehr großer Bedeutung. Durch Konvektion kann auch Wärme fortgeführt werden, nämlich von da, von wo die warme Luftschicht durch den Wind entfernt wird; dort ist ein Wärmeverlust durch Konvektion entstanden.

Das ist aber nicht der Fall, wenn eine kalte Luftschicht an eine warme Luftschicht hinweht. Hier ist der vorhandene Wärmeverrat nicht verringert worden — denn schließlich besitzt ja auch die kälteste Luft doch noch immer ein wenig Wärme —, sondern es ist nur der vorhandenen Wärme die Notwendigkeit gegeben, auf die herangekommene kältere Luft überzugehen. Auch dieser Fall wird für die Wolkenbildung sehr häufig wichtig.

Uebrigens ist die durch Konvektion überführte Wärme auch sonst von großer Wichtigkeit für den Haushalt der Natur. Die großen Wasserströmungen in den Ozeanen, besonders der Golfstrom im Atlantischen Ozean und ein ihm entsprechender im Großen Ozean, führen ganz bedeutende Wärme aus der heißen Zone in die kalte; nur ihr haben es manche nördlich gelegene Landstriche zu danken, daß in ihnen die Vegetation besser gedeiht als in anderen, nicht weiter nördlich oder sogar noch südlicher gelegenen, die aber eben vom Golfstrom nicht berührt werden. So ist merkwürdigerweise der nördliche Teil von Nowaja Semlja wärmer, als der südliche Teil. Man hat festgestellt, daß der Golfstrom in neuester Zeit eine veränderte Richtung einschlägt, und zwar nimmt der Unterschied gegen die frühere Richtung beständig zu. Das kann mit der Zeit die bedenklichsten Folgen für diejenigen Erdgegenden haben, von denen sich der Golfstrom abwendet, und die infolge davon einen sehr beträchtlichen Wärmeverlust erleiden müssen. Dadurch kann die ganze Kultur- und Entwicklungsstufe einer Gegend in der fühlbarsten Weise beeinflusst werden.

Am häufigsten wird nun Wärme bewegt durch Leitung und Strahlung. Die Luft ist aber ein so locker konstruierter Körper, daß die Wärmeleitung von einer Luftschicht in eine andere verschwindend gering ist; selbst wenn die beiden Luftschichten sich dicht aneinander legen, sind die einzelnen Lufttheilchen, die einander berühren, so klein, und ihrer sind immer so wenige, daß nur sehr wenig Wärme von einem zum anderen übergehen kann. Wo aber die Erde mit der Luft in Berührung kommt, bietet die erstere einen Körper von großer Masse, auf den sehr viel Wärme übergeleitet wird. In der kälteren Jahreszeit, und zu ihr muß in dieser Beziehung auch ein großer Teil des Frühlings und des Herbstes gerechnet werden, ist die Erde häufig kälter als die an sie angrenzende Luft, so daß diese Wärme an die Erde abgibt. Wenn dann die untere Luftschicht sehr viel Wasserdampf enthält, wird leicht der Fall eintreten, daß sie sich durch Wärmeabgabe an die Erde so abkühlt, daß für diese tiefere Temperatur der Sättigungspunkt der Luft überschritten ist, d. h. sie enthält mehr Wasserdampf, als sie in sich bergen kann, und das überschüssige Wasser tritt in Form von sehr kleinen Tröpfchen und Bläschen auf. Die Gesamtheit dieser Wasserbläschen, die in der untersten Luftschicht auf diese Weise sich bilden, nennen wir Nebel. Auch im heißen Sommer tritt in der Nacht nicht selten der Fall ein, daß sich die Erde durch Wärmestrahlung stärker abkühlt, als die umgebende Luft; diese muß dann Wärme an die Erde leiten, und auch dies kann zur Ueberfüllung der Luft mit Wasserdampf führen. Auf diese Weise entstehen die sommerlichen Nebel, die gewöhnlich kurz vor Sonnenanfang auftreten, weil zu dieser Zeit die Erde am kältesten ist und der Luft am meisten Wärme entzieht. Wenn dann die Sonne aufgeht, erwärmt sie die Luft schnell so sehr, daß sie auch wieder viel mehr Wasser in sich aufnehmen kann, die Nebeltröpfchen verdunsten bald, und daher verschwinden diese Sommernebel gleich nach Sonnenanfang.

Die in einigermaßen größerer Höhe befindliche Luft hat keine Gelegenheit, Wärme durch Leitung zu verlieren, weil sie nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit der Erde steht.

Dagegen gibt diese Luft die Wärme leicht durch Strahlung ab, zum Teil an etwa in der Umgebung befindliche kältere Luftschichten, eben der Fall, den man irrigerweise manchmal für eine Art Konvektion hält, hauptsächlich aber strahlt sie ihre Wärme in den Weltraum hinaus; der auf diese Wärme entstehende Wärmeverlust ist um so größer, als in dem uns umgebenden Weltraum eine außerordentlich niedrige Temperatur vorhanden ist. Hier kann von einer Temperatur, hohen oder tiefen, natürlich nur insofern die Rede sein, als der Raum nicht absolut leer ist, sondern sich in ihm immer noch einige wenige Stoffteilchen befinden. Denn Temperatur kommt überhaupt nur dem Stoff zu; unter Temperatur verstehen wir die Größe der Schwingungen des Stoffes, ein Stoff, dessen kleinste Teilchen größere Schwingungen machen, heißt wärmer, ein solcher, bei dem geringere Schwingungen vollzogen werden, heißt kälter. Wo nichts ist, im absolut leeren Raum, werden gar keine Schwingungen mehr vollzogen, und eben deswegen ist beim leeren Weltraum auch keinerlei Temperatur vorhanden, weder Wärme noch Kälte. Nun ist aber nach allen Erfahrungen sicher anzunehmen, daß an der obersten Grenze unserer Atmosphäre sich stets ganz kleine Luftmengen von der Atmosphäre losreißen und in dem sonst leeren Raum bleiben. Diese kleinen Luftmengen im Raum sind nun nach allen zulässigen Annahmen sehr kalt, etwa 200 Grad unter dem Gefrierpunkt des Wassers, und sie können also leicht und rasch große Wärmemengen von der im Vergleich zu ihnen kompakten Atmosphäre durch Strahlung aufnehmen, um sie dann in den wirklich leeren Raum weiter zu senden. Im weiten Raum kann die Wärme in unendlichen Mengen verschwinden, gerade wie man Wasser oder Sand in einen unendlich tiefen Abgrund nach Belieben hineinschütten kann, ohne ihn jemals zu füllen. Genau genommen, müßte man sagen, die Wärme strömt durch den leeren Raum bis zu unendlich fernen Weltkörpern, aber weil diese in einer unvorstellbaren Weite von uns entfernt sind, kommen sie für uns nicht mehr in Betracht; wir dürfen sagen, durch den Raum können unendliche Wärmemengen abfließen. Es ist daher leicht zu denken, daß die höheren Luftschichten durch Abgabe von Wärme sehr leicht in den Ueberfüllungszustand gelangen, und dann müssen sich, gerade wie bei der Nebelbildung in der Erdnähe, kleine Tröpfchen flüssigen Wassers ausscheiden, und sie setzen die Wolken zusammen.

(Schluß folgt.)

Die Wiege.

Von Dorothee Goebeler.

Welche Form die älteste Wiege hatte, läßt sich heute kaum noch mit Sicherheit feststellen, vermutlich war es die Hängewiege, die das Kind der Urmenschen aufnahm. Ihre Form ergab sich eigentlich aus den Verhältnissen von selbst. Das Weib des Nomaden, — und die meisten Urbölker waren Nomaden —, steckte das Neugeborene bei der Fahrt über Wald und Feld einfach in einen Sack oder in eine roh geflochtene Tasche, die über der Schulter oder am Arm getragen wurde. Schlug der Stamm sein Lager auf, wurde der Beutel, so lange die Mutter häuslichen Beschäftigungen nachging, an einen Pfosten des Zelts oder an einen Baumast gehängt. Bei einzelnen Naturvölkern findet man diese primitivste Form der Hängewiege auch heute noch.

Die Cariben und die Churohes-Indianer im Nordwesten Südamerikas legen, wie Eduard Andree berichtet, ihr nacktes Kind in eine an Baumäste geknüpfte Hängematte. Die Angehörigen eines anderen Indianerstammes, die Assiniloins, transportieren ihre Kleinen auf der

Wanderschaft in einer Ledertasche. Auch die Schangallaneger in Abyssinien hängen ihre Kinder in Beuteln und Matten an Baumzweigen auf, angeblich, um sie vor Schlangen, Ameisen und anderen auf der Erde kriechenden Tieren zu schützen. (Der Grund, der hier angegeben wird, mag wohl auch die Völker der Urzeit veranlaßt haben, die Tragebeutel, in denen ihre Kinder lagen, hoch und in der Schwere anzubringen.) Auch bei anderen Völkern finden wir die Hängewiege, so bei den Malaien und den Dajaken auf Borneo. Bei einem Stamm an der Küste von Neu-Guinea ist die Wiegenform schon nicht mehr so roh: sie besteht aus einem Netzkörbchen, das die wandernde Mutter unterwegs trägt, bei der Feldarbeit aber in einem Baum anbringt.

Allein nicht nur bei den Naturvölkern, auch bei den Bewohnern des zivilisierten Europa findet man die Hängewiege noch, teils in ganz primitiver, teils in besserer Ausgestaltung. Die Finnen, die Esten und die Ungarn verhalten sich nach Doktor Hermann Bloß („Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“) in bezug „auf die von ihnen benutzte Hängewiege für ihre im freien Felde verpflegten Kinder völlig gleich“. Andere Forscher bestreiten seine Worte. Professor Holt schildert in seinen „Beiträgen zur Gynäkologie“ die Wiege der Esten wie folgt: „Die Estin nimmt ihren Säugling stets mit auf das Feld und legt ihn hier entweder auf einen Main zwischen den Feldern oder in einen Gehäusen, oder er hängt in einem Tuche an dem einen Ende einer Stange, die mit dem anderen Ende in einem Winkel von 45 Grad in dem Acker festgemacht ist; das Amt der Wärterin übernehmen seine eigenen Bewegungen und der Wind. Im Hause ist die Wiege auf dieselbe Weise hergestellt, nur, daß der wiegende Baum an der Decke befestigt ist und statt des Tuches ein Korb die Stelle der Wiege übernimmt. Die Ungarin kennt zwar den speziellen Wiegenbaum nicht, hängt ihr Kleines bei der Feldarbeit aber ebenfalls in einem Bettuch irgendwo an einen Zweig.“

Nach einem anderen Bericht haben die Esten neben der Hänge- oder „Wippwiege“ (weil sie am Baumstamm auf und nieder wippt) auch noch die „Mumpelwiege“, einen länglichen Kasten, der auf Schaukelstützen ruht, aber nicht wie unsere alten Wiegen seitwärts, sondern der Länge nach schaukelt. Wippwiegen wie die Esten, haben auch die Letten in Livland und Kurland; bei ihnen wird das Kind in ein Kistchen gelegt, das mit vier Stricken an dem Wiegenbaum befestigt ist. In Rußland finden wir die Hängewiege ebenfalls; sie tritt uns hier aber wieder in noch ursprünglicherer Gestalt entgegen. Die einfache Hängematte wird durch Stäbchen gespannt und gehalten. Die Wiege des russischen Bauern im Gouvernement Saratow schildert Bloß nach der Beschreibung eines Fremdes: „Ueber einen aus vier Stäben gebildeten Holzrahmen wird grobe Leinwand schiff ausgehängt. Das Kind wird auf diese Leinwand gelagert, an den vier Ecken des Holzrahmens sind Stricke befestigt, deren Enden man an die Decke knüpft, so daß eine Schaukel entsteht. Diese Schaukel erhält die Mutter dadurch in Bewegung, daß sie, während sie spinnend neben der Wiege sitzt und mittels eines Fadens die Schaukel mit ihrer großen Behe verbunden hat, den Fuß abwechselnd hebt und senkt.“ In Kaukasien, Georgien und Grusien, sowie bei den Bewohnern des russischen Gouvernements Erivan ist gleichfalls die Hängewiege in Gebrauch. Die Armenier kennen daneben allerdings auch noch die Schaukelwiege, benutzen die improvisierte Hängematte aber im freien Felde. Die Tataren lassen das Kind nur am Tage in der Hängewiege; nachts teilt es das Lager mit der Mutter.

Eine eigenartige Wiegenform haben auch die Wenden bei Bautzen in der Lausitz: sie stecken

je zwei Stäbe kreuzweise in die Erde und spannen zwischen beiden ein Tuch als Hängematte auf. Eine ähnliche Wiegenart trifft man noch hier und da im Spreewald und auch in der Umgebung von Muskau und Spremberg. Hier besteht die Wiege aus vier Fischen, die durch eine Querstange miteinander verbunden sind. In diese wird das Tuch mit dem schlafenden Kind gehängt. Die siebenbürger Sachsen haben dieselbe Wiegenform, die „Schul“, bei der die Weine jedoch zusammenlegbar sind. Geht die Mutter aufs Feld arbeiten, so hängt sie die Wiege mit dem Kinde über die Schulter.

Während sich die obengenannten europäischen Völker noch mit den einfachsten Formen der Hängewiege begnügen, findet man in fremden Zonen auch wieder eigenartig ausgebaute Exemplare. Das Tuch wird durch Kistchen und Korbchen, durch ein Brett oder Flechtwerk ersetzt, wenn nicht gar, wie bei manchen Indianerstämmen, ein förmliches hölzernes Steckkissen an seine Stelle tritt, das zugleich als Lager und als — Verschönerungsapparat gebraucht wird. Die Indianerwiege erscheint in den mannigfachsten Formen, die freilich alle das eine gemeinsam haben, daß sie korb- oder Kiepenartig von der Mutter getragen und an ihren Tragbändern auch aufgehängt werden können. Als Eduard Andree (1875—1876) Südamerika besuchte, fand er in Neu-Granada einen Indianerstamm, der zum Volk der Chiocha gehörte, und bei diesem eine viereckige, aus Rohstäben geflochtene Wiege. Bei anderen Stämmen ist die Wiege einfach ein Brett, auf das der Säugling festgeschmalt wird, als Zierrat dient ein halbrunder Reifen, der das Kopfsende überspannt, und an den man allerhand Fädchen oder Muscheln und anderes Spielzeug hängt; auch Matten pflegt man über ihn, zum Schutz gegen die Sonne, zu breiten. Bei den Navajoinianern wird das Brett zu einem ausgehöhlten Holzblock, in dessen Hohlraum das Kind gepackt wird. Von der Malahindianerin entwirft uns Bloß ein ähnliches Bild wie von der Russin in Saratow: „In einer Ecke wiegt die Mutter ihr in der Wiege festgebundenes Kind. Diese Wiege hängt an Gurten von der Spitze einer beweglichen Pfoste herunter. Wenn die Mutter mit Korb- oder Mattenflechten beschäftigt ist, besetzt sie den sonst durch die Hand gesteckten Wiegenzügel an der großen Behe und erzeugt jetzt mit dem Fuße das erforderliche Schaukeln.“

Die Wiege der Trokesen besteht aus zwei dünnen Brettchen, die nach unten eng zusammenlaufen, am Fußende abgerundet, am Rande ausgeschmalt und mit Löchern versehen sind. In der Armlöhe befinden sich zwei hölzerne Ansätze, die dem Kleinen zum Stützen der Arme dienen, wenn die Wiege, was oft vorkommt, aufrecht an die Wand gestellt oder gehangen wird. Bevor die Trokesin ihr Kleines in sein Bettchen legt, hüllt sie es fest in Windeln, die mit breiten Bändern aus bemalter Haut festgebunden werden. Liegt das Kind in der Wiege, so wird dieselbe mit dicken Lederriemen zugeschnürt, die man kreuzweise durch die oben erwähnten Randlöcher zieht. Die Querriemen zum Aufhängen des Spielzeuges und der Schutztücher fehlt nicht, ebenso wenig das Gurtband, daran die Mutter die Wiege, die übrigens mit allerhand Kissen warm und weich ausgepolstert ist, über dem Rücken tragen oder aufhängen kann.

Am eigenartigsten wird die Indianerwiege da, wo sie auch als Verschönerungsapparat, d. h. zur Umformung des Schädels benutzt wird. Man findet den Brauch dieser Umbildung am ausgeprägtesten bei den sogenannten Flachkopfindianern Nordamerikas. Die Tschinuks oder Chinooks an der nordamerikanischen Küste schnallen ihre Kinder zunächst fest auf ein Brett. Ein Grasstücken stützt das Genick, ein anderes wird auf die Stirn gelegt, mit einem Stück



P. P. Müller: Stiller Waldsee.

Kinde überdeckt und mit einem Bande, das durch seitlich im Brett angebrachte Löcher geht, festgeschmalt. Diese gewaltsame Umformung des Schädels beginnt bei der Geburt des Kindes und dauert etwa acht bis zwölf Monate. Der englische Maler B. Kane, der Flachkopfindianer besuchte und seine Studien in einem sehr interessanten Werk niedergelegt hat („Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerikas von Kanada nach der Vancouver-Insel“) erzählt, daß er die Säuglinge nie habe wimmern hören, obgleich der Druck auf den Kopf doch so stark war, daß die Augen aus den Höhlen zu treten schienen. Nur wenn die Schnürbandagen erneuert wurden, ließen die Kinder ihre Stimme erschallen, wurden aber sofort ruhig, wenn die Binden wieder befestigt waren. Kane schließt daraus, daß die Binden ein Gefühl der Betäubung hervorrufen, welches die Schmerzen unterdrückt, aber aufhört, sobald die Verpackung entfernt wird. Von nachteiligen Folgen auf die Gesundheit der Kinder oder ihre Intelligenz hat der Maler nichts bemerkt. Auch die Pampasindianer benutzen die Wiege als Schädelformer.

Sehr merkwürdige Wiegen haben die Indianerstämme Südamerikas. Das ganz junge Indianerkind wird in Guyana in einer kleinen Hängematte gewiegt, ist es etwas kräftiger geworden, so baut man ihm einen Wiegenkorb aus Rohr, das in dünne Streifen geschnitten und ineinander geflochten wird. Der Korb, welcher entsteht, ist oben offen und hat auch an der Vorderseite ein kleines Loch. Die Seiten sind durch einen festen, aber biegsamen Holzstock verstärkt. Das Strickwerk, in dem die Wiege hängt, wird aus festen Hanffäden geflochten. Auf der Wanderschaft schlingt die Mutter ihren Gürtel um die am oberen Ende des Körbchens befindliche Tragstange und befestigt ihn dann an ihrem Stirnband.

Die Patagonier in Südamerika fertigen ihren Kindern Wiegen aus Antenflechtwerk, das mit Hautriemen durchzogen und so geformt wird, daß der fertige Behälter beim Ritt hinter der Mutter auf dem Pferde festgeschmalt werden kann. Reiche Familien schmücken die Wiege mit Glöckchen oder Messing- und Silberbeschlagen.

Sehr merkwürdig werden die Kinder der Araukanierindianer in Chile behandelt. Man schnürt sie einfach fest in Binden ein und hängt sie dann an einem Pflock an der Wand an. Nachts kommen sie in ein Körbchen, das von der Decke hängt. Trotz dieses absonderlichen Verfahrens sollen die Kleinen „Muster guten Betragens sein und nie schreien“. Sie lassen sich „willig an die Wand hängen und geben nur durch die Bewegung der Augen ein Lebenszeichen von sich“. Auch die Araukanierin trägt ihren Säugling auf der Wanderschaft am Stirnband.

Ähnliche Wiegen findet man bei den Nomadenvölkern Asiens, deren Lebensbedingungen ja ziemlich gleiche sind. Auf ihrer ständigen Wanderschaft brauchen sie, wie die Nomaden, eine Wiege, die sich ebenso leicht als Transportmittel wie als Lager benutzen läßt. Die Samoieden fertigen ihre Wiegen aus Birkenrinde an. Als Unterlage für das Kind nimmt man Moos oder faules weichgeriebenes Holz. Die Kalmücken und Mongolen haben flache Holzkästchen mit einem Bügel zum Tragen und Anhängen. Bei einem sibirischen Tungusenstamm wickelt man die Neugeborenen in Felle, schnürt ein Stück Baumrinde herum und hängt sie beim Wandern dem Rentier über den Rücken. Der Baschkire fertigt seine Wiege ebenfalls aus Birkenrinde, formt sie wie einen Korb und umflücht sie außen mit Weidenzweigen. Beim Reiten wirft die Baschkirenfrau sich den Behälter einfach über die Schultern. Ein anderer sibirischer Volksstamm, die Katschigen, geben ihren Wiegen die Gestalt kleiner Särge,

polstern sie mit Moos aus und legen das Kind völlig nackt hinein.

Zwei Wiegenformen findet man bei den Lappen, die eine, die ältere, der „Kont“, besteht aus einem krogartig ausgehöhlten, mit Rentierfellen überzogenen und mit Moos gepolsterten Holzkloß. Ueber das Kopfende spannt sich ein Schirm von Leder, an dessen Rand man, wie bei den Indianern, allerhand Krimskrams zum Spielen aufhängt. Als Unterlage dient dem Kleinen weiches Moos. Als Zudecke benutzt die Mutter warme Felle. Zum Schluß wird das Ganze mit Riemen fest umschnürt und zum Schaukeln an die Decke gehängt. Ist dieses die ältere Wiege, so hat die jüngere äußerlich dieselbe Form, ist aber außen mit Leder, innen mit Fellen überzogen. Sie wird „Nirkum“ genannt und hauptsächlich als Transportmittel benutzt. Auf der Wanderschaft, auf dem Weg in die Städte schlägt die Lappenfrau den Riemen über die Schulter, so daß das Kindchen ihr quer über den Rücken hängt. Eine ähnliche Wiege kennen übrigens auch die Frauen der den Lappen benachbarten skandinavischen Volksstämme. Die Norwegerin steckt ihr Kleines in einen Lederbeutel, der beim Wandern mit Riemen wie eine Kriese auf dem Rücken festgebunden, daheim aber mit denselben Riemen als Wiege aufgehängt wird. Die Schwedin in Dalekarlien legt ihr Kind in einen viereckigen Wiegenkorb, dessen Bügel sowohl zum Tragen wie zum Aufhängen dient.

Anders als die halbwilden Stämme Asiens haben die Kulturvölker des Ostens ihre Wiegen ausgebaut. Die Hängewiege schwebt bei ihnen nicht mehr an einem Strick von der Decke herunter, sie hängt in einem besonderen Gestell, darin sie mit Papfen in Papfenlagern befestigt ist. In Bagdad besteht dieses Wiegengestell aus zwei zweibeinigen Pfosten, die durch ein bewegliches Verbindungsholz miteinander zusammenhängen. In diesem Verbindungsholz wird das Wiegenkörbchen befestigt.

Die zweite Form der Wiege, die Kufenwiege, war in ihren Anfängen bereits bei den untergegangenen Ureinwohnern Perus bekannt. Die alten Bewohner des Incareiches hatten ihre eigenen Ansichten über die Kinderpflege und Kindererziehung. Ihre Wiege bestand aus einem über einen Rahmen gespannten Netz, das auf vier Füßen ruhte, von denen zwei kürzer waren als die anderen beiden, also ein Hin- und Herschaukeln erlaubte. Die Netzen, die über den Rahmen fortkingten, dienten zugleich dazu, das Kind in der Wiege festzuschnallen.

„Mutter des Kindes,“ wurde die Wiege genannt, und eine „Mutter“ war sie dem Kleinen Peruaner in der Tat, er verließ sie für das erste nicht wieder. Niemals nahm die Mutter ihn heraus, niemals trug sie ihn auf den Armen, aus Furcht, ihn zu verwöhnen. Wollte sie ihn stillen, so legte sie sich über das Wiegenbettchen. Mußte sie ihn doch einmal aus Gründen der Reinigung aufheben, so steckte sie ihn, bis das Bettchen von neuem bereit war, in ein in die Erde gegrabenes Loch.

Ausgeprägter als hier finden wir die Kufenwiege bei den Kulturvölkern des Ostens. Sie hat in den meisten Fällen schon die richtige Bettform und ruht auf halbmondförmigen Wiegenfüßen, ist aber im einzelnen doch noch wieder von jedem Stamm besonders ausgestaltet und ausgestaltet. Das South Kensington-Museum in London bewahrt eine türkische Kufenwiege auf, deren runde, walzenartige Lade aus dünnem rotlackierten Holz gefertigt und innen mit weißer Seide gefüttert ist. Im allgemeinen sind die Wiegen der Türken indessen hölzerne Mulden oder muldenartige Korbschwingen, darin das Kleine nur ganz sanft geschaukelt wird.

Eine ganz eigenartige Wiege hat eine christliche Sekte an den Hängen des Libanon, die

Maroniten. Diese Wiege wird aus Maulbeerholz gearbeitet; eine Stange, die vom Kopfe bis zu den Füßen die Lade überquert, dient einmal zum Heben und Tragen, zum anderen aber auch als Stützpunkt für die Mutter, wenn sie sich, um das Kind zu stillen, über die Wiege beugt. Denn auch die Maronitin nimmt ihr Kind, gleich der alten Peruanerin, so selten wie möglich aus der Wiege.

In Europa ist die Kufenwiege seit uralten Zeiten eingeführt. Wir wissen von den Römern, daß sie, wie die Zucas, eine Wiegen Göttin hatten, die „Cumina“. Die Wiege hieß cumina. Da das Wort nur im Plural gebraucht wurde, schließt man, daß es die beiden Wiegenläufe (die Kufen) bezeichnen sollte, und daß die Römern demzufolge auf der Erde rollende Wiegen gehabt hätten. Nach anderen Forschern besaßen sie freilich Hängewiegen, die pendelartig hin- und hergeschwungen wurden; nach noch anderen bewahrten sie ihre Kleinen in muldenartigen Schwingen auf. Man sieht denn auch auf verschiedenen altrömischen Bildern die Kinder in der Schwinde dargestellt.

In Deutschland war die hölzerne Kufenwiege schon im frühesten Mittelalter zu Hause. Ihre äußere Gestalt wich, wie wir aus alten Bildern und einzelnen noch gut erhaltenen Exemplaren sehen, von der heute noch üblichen Form nur wenig ab. Grob geschnitten und bunt bemalt stand sie in der Schlafstube des alten deutschen Bürgerhauses, wie sie heute noch neben den hochgetürmten Himmelbetten der Eltern in der Bauernstube steht. Auf Bildern aus dem 14. und 15. Jahrhundert liegt das Kind vom Hals bis zum Fuß weiß eingewickelt, mit roten Bändern umschnürt, in einer Wiege, über welche wieder kreuzweise Bänder gehen, die das Kleine vor dem Hinausfallen schützen sollen.

In der modernen Kinderstube wird fast gar nicht mehr gewiegt, auf dem Lande aber, wo sich die Wiege durch Generationen forterbt, hält man noch immer am alten Brauche fest. Das Kind wird hier sogar nicht nur gewiegt wenn es schlafen soll, es wird überhaupt ständig gewiegt, meist ist es eines der Geschwister oder die Großmutter, oder auch eine alte Kinderfrau, die mit dem Amt betraut wird. Hier und da hat man aber auch andere Vorrichtungen, um die Wiege in Schwung zu halten. Ist z. B. ein Wasserfall in der Nähe, stellt man bei ihm auch wohl ein Rad auf, verbindet es durch eine Stange mit der Wiege und läßt diese so vom Wasser schaukeln usw.

Auch in der Oberpfalz wird das Kind Tag und Nacht gewiegt, selbst beim Essen host die Mutter die Wiege an den Tisch und gibt ihr hin und wieder einen sanften Schwung, nachts steht die Wiege neben ihrem Bett, und sie hält ständig das Band bereit, um das Unglückswurm beim geringsten Laut in schaukelnde Bewegung zu versetzen. Auch unsere Landfrauen benutzen wie die Mütter verschiedener ungebildeter Stämme die Wiege, um das Kind mit allerhand abergläubischem Brauch vor Unheil zu schützen. So malt der Tiroler und auch der Steiermärker an die Wiege den Drudenfuß zur Abwehr gegen böse Geister; der Süddeutsche malt zum selben Zweck einen frommen Spruch an die Wiegenwand oder gräbt das Kreuzzeichen ein oder er hängt auch ein Bündel von neun verschiedenen geweihten Kräutern an den Wiegenpfosten. Eine leere Wiege zu schaukeln gilt als gefährlich; man nimmt dem Kinde damit die Ruhe oder man wiegt es in den Tod (Mark Brandenburg). Legt man Blumen auf die Wiege, wenn das Kind nicht darin liegt, so schmückt man sein Totenbett. Bei den siebenbürger Sachsen wird jede Wiege vor dem Gebrauch mit Weibrauch, Rummel und Wachholderbeeren beräuchert; auch hält man es für gut, beim Reinigen etwas Stroh unter dem Kopfkissen zurückzulassen, damit dem Kinde der Schlaf bleibt. —

Der Stern.

Ein orientalisches Märchen von Wereschajew. Aus dem Russischen übersetzt von Erla.

Das begab sich vor alten Zeiten, in einem fernen, unbekanntem Lande. In diesem Lande herrschte ewige, schwarze Nacht. Feuchte Nebel erhoben sich über die dumpfige Erde und kafften sich in der Luft zusammen. Menschen wurden geboren, wuchsen, liebten und starben in feuchter Finsternis. Aber oft verjaagte das Wehen des Windes die schweren Ausdünstungen der Erde und vom fernen Himmel sahen leuchtende Sterne auf die Menschen herab. Es brach ein allgemeiner Freudentag an. Menschen, die stets einsam in ihren dumpfen Kellerbehäufungen saßen, versammelten sich nun auf dem großen Marktplatz und brachten dem Himmel Lobgesänge dar. Die Väter wiesen die Kinder auf die Sterne hin und lehrten sie, daß in dem Streben nach jener leuchtenden Kerne das Leben und Glück der Menschen läge; die Mädchen und Jünglinge schauten sehnsüchtig zu dem Himmel auf, mit ganzer Seele aus der drückenden Finsternis der Erde zu ihm emporblickend.

Die Priester beteten die Sterne an, die Dichter besangen sie, die Gelehrten erforschten der Sterne Gang, ihre Größe, ihre Zahl und machten eine wichtige Entdeckung: es erwies sich, daß die Sterne langsam, aber ununterbrochen der Erde sich nähern. Vor tausend Jahren, wie man es aus ganz genauen Quellen zu berichten wußte, konnte man in einer Entfernung von anderthalb Schritten kaum das Lächeln auf dem Antlitz eines Kindes unterscheiden, nun aber ward man es schon auf drei Schritte gewahr. Es war außer jedem Zweifel, daß nach einigen Millionen von Jahren der Himmel in leuchtenden Feuegarben erstrahlen und auf der Erde die Herrschaft des ewigen Lichtes beginnen werde. Alle harrten geduldig dieser glückseligen Zeit, und in der Hoffnung auf sie erlosch ihr Leben. So herrschte still und ungestört eine lange Reihe von Jahren im menschlichen Dasein; es war einzig und allein durch die befehlende Hoffnung an die fernen Sterne verschönt.

Einst leuchteten die Sterne besonders hell. Die Menschen drängten sich auf dem Marktplatz; ihre Seelen erhoben sich in stummer Andacht zu dem ewigen Licht.

Und plötzlich vernahm man aus dem Hause eine Stimme.

„Brüder!“ sprach diese Stimme, „wie hell und herrlich ist es in den weiten himmlischen Gefilden, aber hier bei uns — wie feucht ist es und wie dunkel! Meine Seele leidet Qualen; sie hat kein Leben und keinen Willen in diesem ewigen Dunkel. Was haben wir davon, daß nach Millionen von Jahren das Leben unserer fernen Nachkommen von unwergänglich strahlendem Lichte erhellt sein wird? Wir, wir haben das Licht mehr als Lust und Speise, mehr als Mutter und Geliebte nötig. Wer weiß, es gibt vielleicht einen Weg zu den Sternen; es mag sein, daß wir die Kraft besitzen, sie zu uns herabzubringen — zum Jubel der ganzen Erde. Wohlan denn, wollen wir diesen Weg, wollen wir das Licht für das Leben suchen!“

In der Menge herrschte tiefes Schweigen.

„Wer sprach das?“ fragte man flüsternd einander.

„Das ist Adeil, ein unbesonnener Jüngling.“

Und wieder herrschte einige Zeit Schweigen.

„Guter Jüngling!“ sprach endlich der alte Thur, der Lehrer der Weisen, die Leuchte der Wissenschaft. „Dein Gram ist uns allen verständlich. Wer litt zu seiner Zeit nicht schmerzhaft daran? Doch für die Menschen gibt es keine Möglichkeit, die Sterne vom Himmel zu reißen.

Am Ende der Erde befinden sich Klüfte und Abgründe, und hinter ihnen steile Felsen, über die hinweg es keinen Weg zu den Sternen gibt. So lehrt uns die Erfahrung und die Weisheit.“

„Nicht an Euch, Ihr Weisen, sind meine Worte gerichtet,“ erwiderte Adeil. „Eure Weisheit blendet Euch, und Eure Erfahrungen schlagen Eure Augen mit Blindheit. Euch erse ich an, Ihr jungen und kühnen Herzen, noch nicht erdrückt von der hinfälligen Weisheit des Alters!“

Und er wartete der Antwort.

Einige sagten: „Wir würden mit Freuden mit Dir gehen, doch wir sind das Licht und die Wärme in den Augen der Eltern. Wir wollen ihnen keinen Schmerz antun.“

Audere sagten: „Wir würden mit Dir gehen, aber wir fingen eben unser Haus zu bauen an, und wir wollen es erst beenden.“

Die Dritten sprachen: „Sei uns gewiß, Adeil! Wir gehen mit Dir!“

Und es erhoben sich viele Jünglinge und Mädchen, um mit Adeil zu gehen. Sie begaben sich in die dunkle, schaurige Ferne, und die Finsternis verfablang sie.

*

Eine lange Zeit verstrich. Man hatte Feinerlei Kunde von den Verschollenen. Die Mütter beweinten ihre auf so unbedachte Weise zugrunde gegangenen Kinder. Das Leben aber floß wie vordem weiter.

Wieder wurde man in feuchtem Dunkel geboren, wuchs darin auf, liebte und starb in der stillen Hoffnung, daß nach tausend Jahrhunderten es hell auf der Erde werden würde.

Doch einst schimmerte vom dunklen Horizont ein schwacher zitternder Schein.

„Was bedeutet das?“ fragten erstaunt die Leute und drängten sich in Haufen auf den Straßen und dem Marktplatz. Mit jeder Stunde hellte sich der Himmel am Horizont auf, blaue Strahlen huschten über die Nebel, durchbrachen die Wolken, und mit breitem Licht übergossen sie die himmlische Weite. Finstere Wolken, erschreckt sich aufrollend, verzogen sich in die Ferne, und immer heller ergossen sich über den Himmel siegende Strahlen. Ein Zittern nie dagewesener Freude durchzog die Erde.

„Solch ein Licht kommt nur vom ewigen, himmlischen Sterne,“ sprach sinnend der alte Priester Satsoi.

„Doch wie kommt es auf die Erde?“ widersprach ihm Thur, der Lehrer der Weisen, die Leuchte der Wissenschaft. „Weder finden wir den Weg zu den Sternen, noch finden sie den Weg zu uns.“

Aber der Himmel klärte sich immer mehr und mehr auf, und plötzlich sah man einen blendend hellen Streifen am fernen Horizont leuchten.

„Der Stern, der Stern kommt zu uns!“ So hörte man es in jubelnden Rufem durch die Stadt tönen. Die Leute liefen eilig dem in der Ferne glänzenden Streifen entgegen. Tageshelle Strahlen jagten die modrigen Nebel vor sich hin. Berrissen und in Felsen warfen sie sich aufeinander und wollten an der Erde haften, aber die Strahlen schlugen nach ihnen, zerstückten sie und trieben sie in die Tiefe. Nein und erleuchtet war die Weite der Erde; nun erst sahen die Menschen die ungeheure Größe des Weltalls, den unermesslich freien Raum um sich — und die große Menge der Menschenbrüder, die es außer ihnen gab. Alle hasteten dem sich nähernden Stern entgegen. Stillen Schrittes kam Adeil des Weges daher. Er hielt hoch an einem Strahl den vom Himmel gerissenen Stern.

Er war allein.

„Wo sind die übrigen?“ fragte man ihn.

„Sie sind zugrunde gegangen,“ erwiderte Adeil mit brechender Stimme. „Sie scheiterten an den Klüften und Felsen, indem sie den Weg zum Himmel bahnten.“

Die jubelnde Menge umdrängte den Träger des Sterns. Die Mädchen überschütteten ihn mit Blumen, begeisterte Jurne ertönten. „Heil Adeil! Heil dem Spender des Lichts!“ So hielt er seinen Einzug in die Stadt. Auf dem Marktplatz machte er Halt, hoch in der Hand den weithin leuchtenden Stern. Und ein Frohlocken durchbebte alle Klüfte.

Die Tage vergingen. Auf dem Marktplatz sah man wie früher den Stern am hochempor-gestreckten Arm Adeils glänzen. Doch das Jauchzen hatte schon lange ein Ende genommen. Mergelich, mit finster gerunzelter Stirn, die Augen starr an einen Fleck gebettet, gingen die Menschen einher und hüteten sich wohl, einander in die Augen zu schauen. Wenn sie es nicht verhindern konnten, den Marktplatz zu betreten, so flammte es in ihren Augen beim Anblick Adeils von tiefem, finsternem Haß. Weder ließen sie Lieder noch Gebete vernahmen. An Stelle der vom Stern verjaagten modrigen Nebel verbreitete sich über die Stadt eine schwarze, düstere Feindschaft. Sie erhob sich, wuchs und leute sich auf alles. Unter ihrem Druck ward das Leben zur Unmöglichkeit. Und mit Wehklagen stürzte endlich ein Mensch sich in die Menge; seine Augen schossen Blitze, das Gesicht war von der ihn befehlenden Bosheit verzerrt.

„Hinweg mit dem Stern! Versucht sei der Spender des Lichts!“ schrie er in wütender Befessenheit. „Fort mit dem Stern, fort mit dem Licht; es hat uns die Freuden am Dasein geraubt. Die Finsternis ließ uns friedlich dahinleben und wir, wir liebten dieses ungestörte Dasein. Seht, was geschah nun? Es kam das Licht und jetzt gibt es für uns keine Freuden mehr. In schmutzigen häßlichen Hänschen stehen unsere Häuser da, die Wälder der Wälder erscheinen uns bleich und Hebrig, gleich der Haut des Froschleibes. Seht Euch die Erde an, — sie erscheint uns wie mit blutigem Schmutz bedeckt. Woher kommt das Blut, wer kann es uns sagen? Es klebt an den Händen, sein Geruch verfolgt uns während des Essens und Schlafens, er verleidet uns und entkräftigt unsere demütigen Gebete an die Sterne. Und nirgends gibt es Rettung vor diesem alles durchdringenden Licht. Es scheint in unsere Häuser, und wir sehen, in welcher Menge der Schmutz an ihnen haftet, wie er sich in die Wände gefressen, wie er die Fenster bezogen und in stinkenden Haufen aus den Winkeln starrt. Wir können unsere Angebeteten nicht mehr so wie früher küssen. Beim Schein von Adeils Stern sind sie uns abstoßender denn das Gewürm der Gräfte; das Licht der Augen ist erloschen, die weichen Körper sind angelauten und mit Venen bedeckt. Wir blicken uns gegenseitig nicht mehr an, denn wir sehen nicht einen Menschen vor uns, sondern nur die Verböhnung desselben. Jeder unserer geheimen Schritte, jede unserer versteckten Bewegungen wird von diesem unerbittlichen Licht durchdrungen. Das Leben wird uns zur Unmöglichkeit.“

„Nieder mit dem Träger des Sterns, verschluckt sei das Licht! Hinweg!“ rief auch die tobende Menge. „Es lebe das Dunkel! Nur Kummer und Verwünschungen bringt dem Menschen das Leuchten der Sterne. Tod dem Spender des Lichts!“

(Schluß folgt)

Stiller Waldsee.

(In unserem Wibe.)

Mittagssonnenglut . . .

Der Wald steht in schwülen Träumen.

Ach, hier unter den Bäumen

Ruht sich's gut.

Blitzend vor dir der See,

Schimmernden Glanzes voll.

Seele, wo blieb dein Weh?

Herz, wo dein Groll?

Siehe, hier ist das Licht,

Spiegel des Himmels hier.

Deiner Sorgen Gewicht

Gleitet ab von dir.

Nun erfüllt sie dich ganz:

Heilende Stille.

Und im heiteren Glanz

Wächst neuer Wille.

Möchte sie nimmer lassen:

Licht, See und flüsterndes Laub. — —

Morgen in lärmenden Gassen

frißt mich Dunkel und Staub. —



Karoline v. Günderode, deren Todestag sich am 26. Juli zum 100. Male jährt, ist mehr durch ihre Erscheinung und ihr tragisches Schicksal, denn als Dichterin bemerkenswert. Sie war ein Produkt der Wertherperiode mit ihren Empfindsamkeiten und mündete in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ der Romantik, aus der keine Rettung möglich schien. Sie war, so möchte man sagen, prädestiniert für ihre feltame Lebenswendung. Ihr seelisches wie geistiges Wesen löste sich auf in schwärmerischen Pantheismus, dem sie in ihren Gedichten Ausdruck verlieh. Ein auf alles Edle und Große glühend gerichtetes Weib von genialischen Anlagen muß sie wohl gewesen sein. Dem tiefen Eindruck ihres feinen ätherischen Wesens vermochte sich niemand zu entziehen. Sie stand im freundschaftlichen Verkehr mit vielen bedeutenden Zeitgenossen, besonders mit den Häuptern der deutschen Romantik. Brentanos Schwester Bettina zollte ihr übermenschliche Verehrung. Hierfür gibt deren zweibändiges Werk über die Freundin ein merkwürdiges Zeugnis. Karoline v. Günderode war am 11. Februar 1780 zu Markstube geboren. Von den Eltern hatte sie die künstlerische Begabung als geistiges Erbeil bekommen. Als sie 6 Jahre alt war, starb ihr Vater. Die Mutter zog mit den sechs Kindern nach Hanau. Nach vollendetem 17. Lebensjahre wurde Karoline Stillsdame in Frankfurt a. M. Sie beschäftigte sich mit Poesie, philosophischen und historischen Studien, sowie mit englischer und französischer Literatur und versuchte sogar die lateinische Sprache zu erlernen. Ihre poetischen Produkte veröffentlichte sie unter dem Pseudonym „Lian“. Es ist gewiß manches Schöne zwischen ihren Gedichten vorhanden: Tiefe der Empfindung und Glut der Phantasie; aber kaum eines, welches dem modernen Geschmack und den Anforderungen an Realität vollkommen entsprechen möchte. Man hat die Günderode einst mit der lesbischen Dichterin Sappho in Parallele gestellt. Ohne unzureichende Gründe, will mir scheinen. Sie genießt aber den Ruhm, in Wahrheit die erste deutsche Sängerin gewesen zu sein, die aus unglücklicher Liebe Selbstmord beging. Weil sie der Philologe und Altertumsforscher Friedrich Creuzer, der verheiratet war, aufgeben mußte, tötete sich Karoline am Abend des 26. Juli 1806 in Winkel am Rhein durch drei Dolchstiche ins Herz. Sie hätte ohne Liebe nicht sein können: diese, nicht die Kunst, bildete sonach das primäre Element in ihrem Wesen. Das vollständige Aufgehen in den Geist der Romantiker nahm ihr die Kraft zur Entsagung und zum schöpferischen Leben. — e. k.

Die böse Stieben in der mittelalterlichen Volks-
sitte. Die altgermanische Anschauung, daß das Weib eine Sache sei, die gekauft nur als Werkzeug zur Arbeit oder zur sinnlichen Lust diene, dauerte bis weit hinein in das Mittelalter. Noch im 13. Jahrhundert konnte in Deutschland der Mann Frau und Kind aus Not verkaufen, ein Nachklang an die altgermanische Zeit, wo die Frau jederzeit nach Lust und Laune des Mannes verkauft oder verschenkt, auch verborgt werden konnte. Demgemäß war auch die Stellung der Frau im Mittelalter eine niedrige. Die Frau war Eigentum des Mannes und dieser spielte den absoluten Herrn. Jrgend eine selbstständige Stellung oder ein Widerspruch der Frau

wurde nicht gebildet. Sollte ja ein solcher auftauchen, riet ihn der frühmittelalterliche Spruchfänger Meinmar wie folgt zu brechen: „Zieh deine Freundlichkeit aus und greif nach einem großen Knüttel, den miß ihr auf dem Rücken, je mehr desto besser, mit aller Kraft, daß sie dich als Meister erkenne und ihrer Bosheit vergesse.“ Auch sonst spricht aus der altgermanischen und mittelalterlichen Poesie nichts weniger als Hochachtung und Wertschätzung des Weibes, trotz Minnefangs und Troubadour, die in der Frau doch nur die Geliebte priesen. Schon die Edda enthält den Spruch: „Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib, denn wie ein Rad drehen sich ihre Herzen und Wandel ist in ihre Brust gelegt.“

Während es den Herrenmenschen des Mittelalters als etwas Natürliches und Selbstverständliches erschien, daß der Mann seine Frau ungeschont prügelte, erhob sich sofort ein ungeheures Geschrei, wenn sich einmal der Spieß umdrehte, und die Frau dem Mann begreiflich machte, wie wenig befremdlich doch so eine Prügelstrafe sei. Und derartige Fälle scheinen nicht gerade selten gewesen zu sein. Wenigstens dem Jammern der frühmittelalterlichen Literaten nach, die über einen jeden Jagdhieb, den jemals ein Mann von seiner Frau empfing, im Chor klagten und bei denen die böse Frau, die ihrem Manne das Leben vergällt, eine große Rolle spielt. Stammt doch auch die Mär vom Hornbraten aus jener frühesten mittelalterlichen Poesieperiode. Aber auch die Volksstille ergrimmte über die Frau, die durch das umgekehrte Verhältnis der Prügelverteilung die Manneswürde so schnöde beleidigte und suchte sich an ihr durch Hohn und Spott zu rächen. So wurde in Klühhart in Mittelfranken eine große Keule, die kaum ein Mann tragen konnte und die sonst unter einer großen Eiche auf einem benachbarten Hügel aufbewahrt wurde, unter dem Jubel und der Teilnahme der gesamten männlichen Bevölkerung vor die Tür derjenigen Frau gebracht, die ihren Mann geschlagen. Hier blieb sie so lange stehen, bis die Eheleute sich wieder versöhnt und der Ehemann ein paar Maß Wein zum besten gegeben hatte. In Partenkirchen in Oberbayern rottete sich des Nachts vor dem Hause der bösen Frau die ganze Dorjugend zusammen, um unter Lärm und Toben höhnendweise Knütteln zum Verkaufe anzubieten, die je nach dem Alter der schlagenden Frau frische oder zähe genannt wurden.

In ehemaligen Fürstentume Fulda wurde der schlagenden Frau das Dach abgedeckt, und zwar war das Aufgabe des fürstlichen Hofmarschallamtes. In feierlichem Zuge, mit einer Fahne vorweg, auf der eine Prügelstrafe abgebildet war, gingen die beauftragten Hofdiener an diese fidele Arbeit. Denn die wirkliche Demolierung des Daches wurde gewöhnlich durch ein reichliches Trinkgeld an die allezeit durstigen Hofdienerleuten abgelöst. In Hessen mußte die Frau, die sich an ihrem Manne vergriffen hatte, verkehrt auf einem Esel, den Schwanz in der Hand, durch der Ort reiten, während der geprügelte Ehemann den Esel führen mußte.

Eine recht merkwürdige Strafe für eine prügelnde Frau findet sich in einem westfälischen Weistume, dem Venker Haiderechte. Hier mußte der Mann, der von seiner Frau geprügelt und aus dem Hause gejagt worden war, eine Leiter an das Haus setzen, ein Loch durch das Dach machen und das Haus zupfählen. Dann sollte er ein Pfand, einen Goldgulden Wertes, an sich nehmen, zwei seiner nächsten Nachbarn rufen und zur Sühne für seine beleidigte Manneswürde mit diesen den Goldgulden vertrinken. Und zwar sollten sie so rein austrinken, daß eine Laus mit ausgestreckten Ohren unter dem Begele hindurchkriechen konnte (datt eine Luhs unter dem Begele mitt upgestreckten Ohren krupen könne). Besserten diese Lohnstrafen das Weib jedoch nicht, blieb sie bei den schlagenden Allüren einer bösen Stieben, so zog das Mittelalter strengere Saiten auf. Die Frau wurde entweder am Pranger in die Fiedel gespannt oder ihr die Halskrause angelegt, während sie an anderen Orten zum Lastersteintragen verurteilt wurde. — ae.

Amerikanische „Waldwirtschaft“. Die Verwertung oder besser Ausnutzung der immer noch überaus reichen Waldschätze Amerikas geschieht meistens durch die großen Eisenbahngesellschaften, denen ja bei der Anlage ihrer Linie vom Staate ungeheure Bewilligungen von Land längs ihrer Strecken gemacht worden sind. Sie huldigen nur dem Erfolge des Augenblicks und treiben einen schonungslosen Raubbau. Ganz bestimmt organisierte Trupps von Holzarbeitern werden gebildet und mit dem Abtrieb und dem Transport der Holzmassen betraut. Sie wohnen in Blockhäusern, die aus Baumstämmen erbaut sind und

Camps heißen, in der Walbeinsamkeit, oft auf langer Zeit hin von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Nach dem höchst zweckmäßig durchgeführten Grundzuge der Arbeitsteilung besteuert jede einzelne Abteilung dieser Waldarbeiter an einem Arbeiter, der die zum Abtrieb bestimmte Stämme und die Michtung, in der sie gefällt werden sollen, bezeichnet. Auf diesen folgen dann die Fäller, die den Baum, nicht wie wir uns kurz über dem Erdboden, sondern in Mannshöhe und darüber schlagen. Dann kommen die Aufräster. Sie glätten und reinigen den Stamm von den Ästen. Alle diese, wie die auch nun folgenden Säger, die den Baum etwa in Blöcke von 5 bis 6 Metern zersägen und dabei die Krone als wertlos beiseitelegen, sind mit dem besten, unser entsprechende deutsches sowohl an Güte wie an Zweckmäßigkeit der Konstruktion übertrifftenden Handwerkszeug ausgestattet. Dadurch wird die Arbeit nicht unwesentlich erleichtert und beschleunigt. Nun gilt es, die einzelnen Stammblöcke aus dem Walde herauszuschaffen, um sie der weiteren Verarbeitung entgegenzuführen. Entweder läßt man sie durch Ochsen oder Maultiere zu den Sammelplätzen wegschleppen, sei es mit, sei es ohne Schlittenunterlage oder auch mit Hilfe einer Lokomotive, die an einer Drahtseilbahn die Stammstücke ohne Rücksicht auf das Gelände fortzuschaffen erlaubt. Von den Sammelstellen aus werden dann die Holzmassen auf Schlitten weiter zu den Lagerplätzen auf Flüssen oder Eisenbahnen befördert. Nach dem sie dann hier mit den Firmenmarken versehen sind, geschieht ihre Weiterschaffung durch Flüsse oder auf der Eisenbahn (Waldbahnen mit Lokomotivbetrieb) oder auch durch sogenannte „Flumes“, aus Brettern gefertigte Tröge, die mit Holz gefüllt und in langen Reihen hintereinander aufgestellt und miteinander verbunden werden. Diesen wird das in Staubecken hierfür angesammelte Wasser zugeführt, und jene werden dadurch weiter verfrachtet. — ie.

Wunderbare Naturbrücken. Die amerikanische Wochenschrift „Century“ bringt eine Darstellung eines Wunders der Natur in der herrlichen Landschaft des südwestlichen Utah, nämlich dreier ungeheuren natürlichen Brücken im White Canon, etwa unter dem 110. Längengrad w. v. Gr. und etwa 37° 45' n. Br., zwischen dem Colorado und den Elk-Bergen, also im Gebiete der Colorado-Wüste. Ein Herr Horace J. Long suchte im Frühling 1902 dort nach Edelmetallen und kam dabei mit einem Herdenbesitzer namens Scorup zusammen, der sein Vieh durch die bewässerten Täler jener vegetationsarmen Gegend zu treiben pflegte. Long und Scorup machten sich deshalb am 13. März 1902 vom Coloradofluß aus, augenscheinlich in der Nähe der Mündung des Fremont, auf. Nach zweitägigem Ritt gelangten sie in den White Canon, eine 90 bis 150 Meter breite, 120 Meter tiefe, vielgewundene Schlucht mit senkrechten, ja, weit überhängenden Felsen aus Sandstein, in deren Tiefstellenweise kleine Höhlen und große Kuppeln standen. In dieser Schlucht stießen sie am Morgen des dritten Reisetages auf die drei Felsbrücken, deren oberste und unterste etwa 12 Kilometer von einander entfernt sind. Die oberste Brücke ist die mächtigste; mit ihrem ganz symmetrischen Bogen aus weißem Sandstein, durchzogen von Fäden grünen und orangefarbenen Mooses, ragt sie 125 Meter hoch empor, mit einem Durchlaß von 170 und einer Bogenweite von 100,5 Meter, während die Fahrweite 12 Meter beträgt. Mit ihren Massen übertrifft diese Augustabrücke die berühmte natürliche Brücke des Shenandoottaales (Virginia) in der Höhe um das Doppelte, in der Bogenweite um das Dreifache. Gleich dies Naturwunder Utahs einem riesigen Triumphbogen, so hat die unterste der drei Brücken, die sogenannte kleine Brücke, die leichten anmutigen Formen einer Bogenbrücke von Menschenhand. Sie hat eine Spannweite von 63 Meter, erhebt sich 42,6 Meter über dem Wasser und hat bei einer Mächtigkeit von nur 6 Metern eine 11 Meter breite Fahrstraße; der Canon öffnet sich ebenda in ein sanft geschwungenes weites Tal, und dies gibt dem Wibe eine Perspektive, in der die Schönheit des Baues vortrefflich hervortritt. Die dritte, mittlere Brücke, von Long Karolinenbrücke genannt, ist ein ungeschicktes Werk der Natur, plump und ungeschlachtet, aber durch ihre Größenverhältnisse höchst wirksam; sie bildet einen quer über den Canon gelegten Block von 62 Meter Länge und einer Durchlaßhöhe von 60 Meter, über die sich der Felsen selber 37 Meter im Höhendurchmesser erhebt; die Fahrbreite beträgt 38 Meter. — w.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!